

„Du sollst ein Segen sein!“

*Die gegenwärtige kulturelle Situation als Herausforderung
und Chance*

Medard Kehl SJ, Frankfurt am Main*

Einleitung

Sie haben im Thema Ihres diesjährigen Treffens das Wort der Emmaus-Jünger: „Brannte nicht unser Herz“ verknüpft mit der provozierenden Formulierung: „Inspiration der säkularisierten Welt“. Im Faltblatt steht dazu: „Wir sind eingeladen, uns auch von der Welt inspirieren zu lassen“, „uns den Inspirationen dieser Welt zu öffnen, damit unsere Herzen neu zu brennen beginnen.“ Eine etwas überraschende Einladung: Die inspirierende Begegnung mit dem auferstandenen Herrn, die unser Herz zum Brennen bringt, einmal nicht – wie gewohnt – im Gebet, in der Meditation, in der Liturgie, in der Nächstenliebe und Caritas, in der Gemeinschaft der Glaubenden, in der eigenen Ordensgemeinschaft, im pastoralen Einsatz u. ä. zu suchen, sondern mitten in unserer säkularisierten Kultur, die ihrerseits anscheinend von Kirche und Christentum nicht mehr allzu viel erwartet.

Ich habe mich gefragt, wo ich denn *persönlich* von unserer modernen Kultur inspiriert werde, und zwar so, daß sie mir zur tieferen Gotteserfahrung und Christusbegegnung verhilft. Das ist auf den ersten Blick gar nicht so einfach zu entdecken! *Theologisch* habe ich zwar (von K. Rahner, H. U. v. Balthasar, H. de Lubac, H. Mühlen und v. a. vom II. Vaticanum her) einen relativ positiven Begriff von Säkularisierung und Säkularität. Darunter versteht man theologisch heute meist die prinzipiell anerkannte Eigenständigkeit und Eigenwertigkeit der profanen Lebensbereiche (wie Kunst, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Pädagogik, Ethik usw.) auch außerhalb jeder religiös-kirchlichen Integration oder Interpretation. Sie tragen als Schöpfungsgaben Gottes bereits einen fundamentalen Wert in sich, sind von sich her mögliche Orte des Gottfindens, der Gegenwart Gottes in der Welt, ohne erst „getauft“ werden zu müssen, d. h. in die ausdrücklich religiös-sakrale Sphäre hineingenommen zu werden. Theologisch ist das eigentlich völlig klar. Aber *praktisch*? Wo läßt sich diese Säkularität als inspirierend für den Glauben erleben?

Was mir da nach einigem Nachdenken einfiel, waren einige hervorragende moderne Filme, wie z. B. „Dead Man Walking“, „Die Truman-Show“ und v. a. „Das Leben ist schön“. Das sind alles keine ausdrücklich religiösen oder christ-

* Der folgende Beitrag ist das Hauptreferat, das Professor Dr. Medard Kehl SJ, von der Hochschule St. Georgen in Frankfurt, auf dem FORUM DER ORDEN am 8. Mai 1999 in Ludwigshafen gehalten hat.

lichen Filme; von Gott und unserem Glauben ist dort höchstens beiläufig die Rede. Und doch bringen sie außerordentlich treffend die *Wahrheit* menschlichen Daseins ins Bild, und zwar so, daß sie einen mit Leib und Seele ergreifen. Überhaupt werde ich bei vielen guten modernen Filmen öfters an die antiken Tragödien erinnert, die ja bewußt eine reinigende Wirkung auf die Seele der Menschen ausüben wollten. So können auch solche Filme wie die genannten den Zuschauer emotional kräftig „durchschütteln“, so daß man zwischen Lachen und Weinen, zwischen Vergnügen und Nachdenklichkeit hin- und hergerissen wird. Und dabei klingen auch (eher andeutungsweise) sehr viele Themen an, die unseren Glauben angehen: Die Frage nach Gott und seiner Gegenwart in dieser Welt, das Theodizeeproblem, die Sehnsucht nach unzerstörbarem Sinn, der Wunsch, Freiheit und Geborgenheit zugleich erleben zu können usw. Vermutlich könnte jeder und jede von Ihnen ähnliche Beispiele aus seinem persönlichen Erfahrungsbereich nennen, wie sich für ihn oder sie die moderne säkular gewordene Lebenswelt oder bestimmte konkrete Menschen dieser Kultur als inspirierend erweisen.

Ich möchte in meinem Referat diese Frage etwas grundsätzlicher angehen, eben aus einer *theologischen* und *zeitdiagnostischen* Perspektive heraus. D.h. zunächst möchte ich fragen: Was sind die notwendigen *Voraussetzungen* auf unserer Seite als Kirche und als gläubige Christen, um überhaupt diese moderne säkularisierte Welt als *inspirierend* wahrnehmen zu können? Worauf kommt es bei unserer Einstellung, bei unserer Perspektive auf die Welt, auf die Kultur an? Und daran anschließend die zweite Frage: Wo können wir in unserer Gegenwart (über den individuellen Rahmen hinaus) *in größerem* Stil solche *Inspirationen* feststellen, die von seiten der modernen kulturellen Entwicklung her auch auf die Kirche, auf unseren Glauben, auf unsere Spiritualität nachhaltig eingewirkt haben und noch weiter einwirken? In vier Schritten möchte ich diesen zwei Fragen etwas nachgehen.

I. Die wichtigste Voraussetzung: Ein biblisches Leitmotiv für den Weg unserer Kirche in dieser Epoche der späten Neuzeit

Aus dem Referat unseres Ex-Bundeskanzlers Helmut Kohl gestern abend ist mir ein markantes Wort von ihm gut in Erinnerung geblieben: „Die Visionäre sind die wahren Realisten“ (wobei er auf seine große, sich Schritt für Schritt realisierende Vision vom vereinigten Deutschland und Europa anspielte). Ich denke, das gilt auch für die Kirche, die Orden und die einzelnen Christen: Haben wir eine Vision, ein uns tragendes und treibendes Leitmotiv für die Zukunft des christlichen Glaubens hier bei uns? Für mich persönlich hat sich in den letzten Jahren besonders ein biblisches Wort als solch eine Vision oder als Leitmotiv für den Weg der Kirche in unserer Epoche herauskristallisiert; nämlich das Wort Jahwes an Abraham, als er ihn aus Haran heraufruft und auf einen langen *Weg ins Ungewisse* schickt: „Du sollst ein Segen sein! ... Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen!“ (Gen 12,2 f.). Dieses

Wort steht an einer entscheidenden Nahtstelle des Buches Genesis: Nämlich im 12. Kapitel, d. h. nach der sog. biblischen Urgeschichte von Schöpfung, Sündenfall, Sintflut und Noahbund, was alles die *ganze* Menschheit betrifft. Im 12. Kapitel beginnt dagegen mit Abraham etwas Neues: die Geschichte des Volkes Gottes. Ab jetzt sind Menschheitsgeschichte und Volk-Gottes-Geschichte in der Bibel nicht mehr einfach deckungsgleich; sie gehen verschiedene Wege; aber sie laufen auch nicht einfach beziehungslos nebeneinander her. Gott stiftet eine ganz besondere Beziehung zwischen seinem Volk und allen anderen Menschen: Das Volk Gottes wird in seinem Stammvater Abraham berufen, *Segensmittler* für die anderen Völker, Mittler der heilenden und rettenden Nähe Gottes für alle zu sein. Sein Segen, sein Heil ist eben für alle da, weit über die Grenzen des Volkes Gottes hinaus! Dafür soll das Volk Gottes Zeichen und Zeuge sein.

Dieser biblische Einschnitt damals zwischen allgemeiner und besonderer Segensgeschichte scheint mir ein gutes Leitmotiv gerade für die heutige Situation der Kirche hier bei uns zu sein. Denn wir stehen augenblicklich mitten in einem kulturellen Prozeß, in dem sich die moderne westeuropäische Kultur, zumal im ganzen deutschsprachigen Raum, aus ihrer fast 1½ Jahrtausende alten Prägung durch das Christentum und die Kirche herauslöst; und zwar sehr beschleunigt in den 90er Jahren. Europäersein und Christsein werden in West- und Mitteleuropa immer weniger deckungsgleich sein. Die Geschichte der europäischen Kultur und die Geschichte der christlichen Kirchen gehen mehr und mehr verschiedene Wege; die Epoche, die mit Kaiser Konstantin im 4. Jh. begonnen hat, geht offenbar unwiderruflich zu Ende.

Angesichts dieser Entwicklung können wir die alte Verheißung und Ermutigung Jahwes an Abraham mit Recht auch an uns gerichtet hören. Vielleicht könnte sie heute so lauten: „Du, Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend, sollst ein Segen sein für die Menschen der modernen Kultur, auch wenn sie nicht mehr Christen sind oder fast nur noch dem Namen nach; auch wenn sie – für dich sicher enttäuschend – nach dem Grundsatz leben: Kirche – irgendwie ja (als religiöser und sozialer Dienstleistungsbetrieb) – Gemeinde: nein (weil sie „ohne Bindung mit der Kirche in Verbindung“ bleiben wollen). Kirche, du sollst ein Segen sein, auch wenn deine Zeitgenossen zwar gern die kirchlichen Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser und Altenheime benutzen, aber dennoch nicht den kirchlichen Glauben und das kirchliche Leben teilen wollen.“

Ein solches Leitmotiv für die Sendung der Kirche und der Christen kann in einer Situation, die ja von vielen durchaus auch als sehr bedrohlich für eine uns lang vertraute Gestalt des Christentums in Europa erfahren wird, doch sehr befreiend sein. Es kann uns von einem ängstlichen Kreisen um uns selbst befreien, als ob es fast nur noch darum ginge, durch organisatorische Umstrukturierungen und neue pastorale Konzepte die eigene Haut, das eigene Überleben der Kirche (oder unserer Ordensgemeinschaft ...) zu sichern. „Du sollst ein Segen sein!“ – das verändert die Blickrichtung der Christen und der Kir-

che: weg von sich selbst und hin auf die Menschen und die moderne Lebenswelt, zu der wir von Gott als Mittler seines Segens gesandt werden, als „Zeichen und Werkzeug des Heils“ (wie das 2. Vaticanum es sagte). Wo wir das klar im Auge behalten, wird es schlußendlich auch uns selbst zum Segen gereichen!

Die Frage ist nur: *Wie* können wir am besten heute ein Segen sein für unsere Kultur? An dieser Frage scheiden sich im Augenblick in der Kirche offensichtlich die Geister.

II. Zwei Grundoptionen im Streit

Nach meinem Eindruck verschärft sich im Augenblick tendenziell der Konflikt zwischen zwei grundsätzlichen „pastoralen Strategien“ oder Richtungen für das Verhalten der Kirche unserer modernen Kultur gegenüber. Das wird z. B. sehr deutlich im Zusammenhang mit dem Problem der kirchlichen Mitwirkung im Rahmen der staatlichen Schwangerschaftskonfliktberatung; aber auch in vielen anderen Fragen (z. B. theologische Fakultäten an Universitäten, Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen, offene Jugendarbeit usw.). Dieser Konflikt läßt sich nicht einfach auf die viel zu pauschale Formel „konservativ – progressiv“ bringen. Ich möchte den Gegensatz lieber so formulieren: Können wir heute ein Segen sein eher durch „kritischen Kontrast“ oder eher durch „kritische Kommunikation“? Was ist damit gemeint?

Die Option des *kritischen Kontrastes* besagt: Wir sind als Kirche dann ein Segen für die moderne Kultur, wenn wir uns ganz eindeutig von ihr *unterscheiden*; wenn wir es wagen, uns in klaren Widerspruch und Kontrast zu ihr zu stellen. Das erfordert in vielen Bereichen auch einen eindeutig erkennbaren Sonderweg, zumal in so neuralgischen Punkten wie Abtreibung, Sexualmoral, Wiederverheiratung Geschiedener, Gewissensfreiheit und Gewissensbindung, Demokratie in der Kirche, Verhältnis von Laien und Priestern, Zölibat und Ausschluß der Frauen vom geweihten Amt usw. Gerade hier, wo die meisten Menschen heute andere Auffassungen haben als die kirchliche Tradition, wahrt nach dieser Sicht allein ein klarer ideeller und struktureller Kontrast sowohl die christliche Identität wie auch ihre öffentliche Relevanz. Denn dadurch provoziert und fasziniert sie als alternatives Gegenmodell viele Menschen, die aufgrund der inneren Widersprüche und Schattenseiten unserer Kultur mehr und mehr zu einer kulturkritischen Einstellung gelangen. Mit dieser Option verbindet sich tendenziell eher eine negative Einstellung zur modernen Kultur insgesamt, gerade auch wegen ihrer zunehmenden Entfernung von der christlichen Tradition.

Die Option der *kritischen Kommunikation* besagt: Wir sind dann ein Segen für die europäische Kultur der Neuzeit, wenn wir uns zunächst einmal in Offenheit und Sympathie auf die kulturelle Realität unserer Zeit einlassen, wenn wir uns „einmischen“ und im Spiel der gesellschaftlichen Kräfte „mitmischen“. Dabei sind wir keineswegs unkritisch; wir müssen uns in vielen Punkten auch kritisch distanzieren von bestimmten kulturellen Selbstverständlichkeiten,

also in einen partiellen Kontrast zu unserer Kultur treten. Aber im ganzen fühlen wir uns – im Sinn dieser Option – grundsätzlich als dazugehörig und mitverantwortlich für diese Kultur (als „Kinder unserer Zeit“). Die Kirche ist eben noch immer ein Teil der kulturellen *Communio*, die in Europa seit dem Mittelalter unter christlichen Vorzeichen gewachsen ist. Darum ist diese pastorale Richtung auch eher bereit, manche Vermischungen, manche Gemengelage und manche Kompromisse in Kauf zu nehmen, um die normale Lebenswelt der Menschen mit der christlichen Botschaft überhaupt noch in Berührung zu bringen. Diese kritische Kommunikation zwischen Kirche und Kultur verläuft natürlich in beiden Richtungen: Von der Kirche hin zur Kultur und von dieser zur Kirche hin, die sich in bestimmten Verhaltensweisen und Einstellungen eben auch von der Kultur kritisieren und bereichern lassen kann. Kritische Kommunikation kann nie eine Einbahnstraße sein, sondern sie lebt vom lebhaften Gegenverkehr.

Zwischen diesen beiden Optionen schwanken die mitteleuropäischen Ortskirchen seit vielen Jahren hin und her. Natürlich haben beide Optionen ihre Gefahren und ihren Preis: Der Wille zum Kontrast birgt in sich die Gefahr einer *Abschottung* in neue kirchliche Milieus mit leicht elitärem Selbstbewußtsein. Der Wille zur Kommunikation ist dagegen ständig der Gefahr der *Anpassung* an gesellschaftliche Erwartungen und Bedürfnisse ausgeliefert, so daß die Kirche allmählich ganz ihr spezifisch christliches Profil verlieren könnte. Dazu kommt auch die unaufhebbare Ungewißheit, welcher Weg auf Dauer wirklich der bessere für das Verhältnis zwischen Kultur und Kirche in dieser Phase der Moderne ist. Erst hinterher ist man bekanntlich schlauer ...

III. Plädoyer für die „kritische Kommunikation“

Trotz dieser Ambivalenzen, die mit jeder dieser pastoralen Optionen verbunden sind, und obwohl die Übergänge zwischen ihnen im konkreten Fall oft fließend sein mögen, plädiere ich dennoch entschieden für die kritische Kommunikation. Ich möchte dafür folgende Gründe nennen:

1. Diese Option bringt die Kirche *näher* zu den *konkreten Menschen*; sie sucht dabei mit ihnen nach Möglichkeiten eines „Christseins auf den Straßen dieser Welt“. Sie bleibt „am Ball“; sowohl in den sozialen Konfliktfeldern wie auch in den kulturellen Herausforderungen der realen Lebenswelten heute. Die Kirche läßt sich davon selbst innerlich berühren und damit auch in ihrer Sprache, in ihrer Nachdenklichkeit und in ihrem pastoralen Stil bestimmen. Sie wird einfach geschwisterlicher, gerade auch zu den Menschen, die nicht zu ihr gehören. Und das scheint mir doch recht nah an der Verkündigungsweise Jesu zu liegen ...

2. Die wohlwollend-kritische Kommunikation mit unserer Kultur ermöglicht auch einen größeren Spielraum an innerkirchlicher Vielfalt und Freiheit, so daß die Kirche in sich selbst auch „*pluralismusfähig*“ innerhalb der modernen Kultur wird, d. h. dem strittigen innerkirchlichen Diskurs genügend Freiraum

läßt; dadurch wird sie auch ein ernsthafter Gesprächspartner für außerchristliche Kreise bleiben. Eine solche innerkirchliche Dynamik setzt auf Dauer auch kreative Gegenkräfte innerhalb der Kirche gegen die obengenannte Gefahr einer zu großen Anpassung der Kirche an Zeitgeistströmungen frei, während eine monolithisch-einheitliche Kirche demgegenüber fast nur auf autoritative oder milieubedingte Abgrenzungen angewiesen ist.

3. Die „kritische Kommunikation“ zwischen Kirche und Kultur ist auf lange Sicht wohl doch die *schwierigere Option*. Sie braucht nämlich mehr die Gabe der Unterscheidung der Geister, mehr Gespür für die Kompliziertheit unserer kulturellen Situation, eben mehr Differenzierungsvermögen. Ich vermute darum, daß sich die andere Option (des „kritischen Kontrastes“) aus sozialpsychologischen Gründen mehr und mehr von selbst verstärken wird. Denn sie verhilft leichter dazu, die eigene christliche Identität (oder was man dafür hält) klipp und klar benennen und praktizieren zu können. Und das kommt gerade heute vielen verunsicherten Christen, zumal in der jüngeren Generation sehr entgegen. Von daher dürfte diese Option kurzfristig vielleicht sogar die erfolgreichere sein. Aber nach allen Erfahrungen der Geschichte, besonders des 19. und 20. Jhs., ist es auf längere Sicht doch eher eine schwache Identität, die sich allzu sehr auf Abgrenzung stützt (was wir ja auch vom Prozeß der persönlichen Identitätsfindung des einzelnen her kennen). Ich fürchte, daß eine Kirche, die zu stark auf Abgrenzung und Kontrast setzt, mit der Zeit auch in ihrem Inneren unbeweglich und unkreativ wird; ja, daß es dann wieder zu einem Problemstau kommt, wie wir ihn in der Zeit vor dem letzten Konzil erfahren haben und auch im Augenblick bereits wieder erfahren. Um solche außerordentlich schädlichen Selbstblockierungen der Kirche für die Zukunft zu verhindern, optiere ich für den sicher schwierigeren, aber – wie mir scheint – zukunftsfähigeren Weg der Kirche, eben für die „kritische Kommunikation“ mit unserer Kultur.

IV. Welcher Segen, welche Inspirationen können von der modernen säkularen Kultur für uns als Kirche ausgehen?

Zweifellos ist inzwischen die konziliare und nachkonziliare Euphorie hinsichtlich des Segens der säkularen Welt wieder verflogen; die Ambivalenzen unserer säkularen Kultur sowohl für die Humanität des Menschen als auch für den christlichen Glauben werden uns immer deutlicher bewußt. Von daher wächst natürlich auch wieder die Neigung, sich kirchlich stärker von dieser kulturellen Lebenswelt abzugrenzen und vor den negativen Auswirkungen zu schützen. Ohne in einer modernitätsverliebten Blindheit diese Ambivalenzen zu übersehen, dürfen auf der anderen Seite aber auch nicht die positiven Erfahrungen vergessen werden, die Glaube und Kirche in den letzten 30–40 Jahren in der offenen, kommunikativen Begegnung mit der säkularen Welt gemacht haben und die unseren christlichen Lebensstil heute m. E. segensvoll mitprägen. Sie haben einzelne Christen, Ordensgemeinschaften und die Kirche im

ganzen in der Tat sehr nachhaltig inspiriert und sich positiv ausgewirkt. Ich möchte hier (aus persönlichen Erfahrungen und aus meiner theologischen Arbeit heraus) vier solcher konkreten Inspirationen in Erinnerung rufen, die wir nicht mehr zur Disposition stellen, sondern die wir entschieden in unseren kirchlichen Lebensräumen weiter pflegen und weiter entwickeln sollten. Es sind Inspirationen für das christliche Gottesbild, für das Menschenbild, für die Spiritualität und für die Pastoral der Kirche. Sie mögen nicht direkt unser Herz „zum Brennen“ bringen, aber es doch vielleicht trösten und ermutigen angesichts vieler Ungewißheiten über die Zukunft der Kirche in der Moderne und der damit gegebenen Versuchung zur Resignation.

1. Für das Gottesbild

Mit der Auflösung der weithin geschlossenen, sehr homogenen katholischen Milieus seit Ende der 60er Jahre und mit der wachsenden Kommunikation zwischen katholischer Kirche und moderner säkularer Kultur geht auch ein ganz erstaunlicher Wandel im *Gottesbild* einher. Wie das katholische Gottesbild vor diesem kulturellen Umbruch aussah, wird in humorvoll-karikierender und doch auch erschreckender Weise in der Selbstbiographie von Frank McCourt beschrieben: „Die Asche meiner Mutter. Eine irische Kindheit.“ Eine signifikante Szene daraus: Der Autor sieht als Junge eine muntere, schön herausgeputzte Schar protestantischer Mädchen, die ihm durchaus gefallen, über die er aber doch dann sagen muß: „Es nützt ihnen allen nichts, denn schlußendlich fallen sie doch der ewigen Verdammnis anheim.“

Der soziologische Dualismus der katholischen Milieus (hier heile Kirche – dort böse Welt) spiegelte sich weithin auch im Gottesbild: Der heilende, rettende, vergebende Gott war in seinem Wirken mehr oder weniger beschränkt auf die Mitglieder der katholischen Kirche, während alle anderen Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen fast unterschiedslos dem richtenden und verdammenden Gott ausgeliefert waren. Mit dem Wegfall der engen Milieugrenzen schwand auch zunehmend die Plausibilität dieses Gottesbildes. Was das Konzil schon vorausgenommen hatte, setzte sich dann auch sehr schnell in die reale Lebenswelt der katholischen Glaubenden um: Gottes Heilswille ist *universal*; es gibt Heil auch außerhalb der katholischen Kirche, auch wenn es nicht einfachhin ohne sie und ihre Verkündigung von Jesus Christus als dem einzigen Heilmittler geschenkt wird. Meiner Einschätzung nach kann die Lehre vom „universalen Heilswillen Gottes“ als *das* Spezifikum des gegenwärtigen christlichen Gottesbildes angesehen werden.

Von daher versteht sich die katholische Kirche – viel bescheidener als vorher – nicht mehr als der einzige Ort des Heils in der Welt, sondern als Zeichen und Werkzeug, als Sakrament des überall wirksamen Heils. Diese Selbstrelativierung der Kirche und die damit verbundene Weitung im Gottesbild hat sich zweifellos als eine segensvolle Befreiung von einer bestimmten katholischen Enge und Intoleranz erwiesen. Sie hat viele theologische Hemmnisse für den

fruchtbaren Dialog mit den anderen Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen beseitigt und ihnen das sympathische Bild einer Kirche als universaler, alle Menschen guten Willens einladenden Weggemeinschaft zum Reich Gottes nahegebracht. Ohne die Öffnung zur säkularen Welt und ihrer hohen Wertschätzung der *Toleranz* wäre diese Entwicklung wohl kaum so tiefgreifend vorangeschritten.

2. Für das Menschenbild

Wenn heute oft ein übertriebener Individualismus und ein narzißtischer Kult der Selbstverwirklichung, die Unfähigkeit zu dauerhafter Bindung und zu institutioneller Verbindlichkeit zu recht als eine typische Zeitkrankheit beklagt wird, dann hat dieses Phänomen auf seiner positiven Seite und seiner ursprünglichen Intention nach gerade auch für die katholische Kirche (und besonders die Orden in ihr!) zunächst einmal einen hohen Zugewinn an Humanität gebracht. Denn jetzt wurde und wird auch im kirchlichen Raum die persönliche Freiheitsbetätigung, das Recht auf eine eigene Biographie und eine eigene Sinnerfüllung in unserem Leben wirklich ernstgenommen und in ein sehr spannungs-, ja konflikträchtiges Verhältnis zum Gehorsam, zur Tradition, zur Autorität gestellt. Dazu ein treffendes Bonmot von unserem Mitbruder P. Walter Kern SJ: „Seit dem 2. Vaticanum ist die Gesellschaft Jesu zwar ziemlich dekadent; aber zum ersten Mal kann man wirklich in ihr leben...“

Die einseitige und überstarke Dominanz der Institution und der Autorität ist in sehr vielen Bereichen der Kirche der wechselseitigen Vermittlung von individueller Freiheit und institutioneller Vorgabe gewichen. Hegels Ideal der „konkreten Freiheit“, also der in den Institutionen sich ausdrückenden und darstellenden persönlichen Freiheit, hat auch in der Kirche Heimatrecht gefunden.

Was P. M. Zulehner für unsere ganze moderne Kulturentwicklung gesagt hat, trifft auf die katholische Kirche der letzten Jahrzehnte in pointierter Weise zu: Die Menschen sind genötigt, den Schritt „vom Untertan zum Freiheitskünstler“ zu bewältigen.

In dieser sicher schwierigen, aber auch faszinierenden Entwicklung dürfte ein Hauptgrund für viele innerkirchliche Konflikte liegen: Daß nämlich von seiten kirchlicher Autoritäten diese schwierige Balance häufig gar nicht mehr versucht wird, sondern wieder mit der rein formalen Autorität und entsprechend dem „Gehorsam des Willens und Verstandes“ der Untergebenen operiert wird. Ein solches Verhalten kommt zwar durchaus einer gewissen Freiheitsmüdigkeit und -verdrossenheit der „Postmoderne“ entgegen, zumal bei jüngeren Menschen, die sich von dem Ideal des „Freiheitskünstlers“ schlicht überfordert fühlen und darum wieder mehr Sicherheit und Geborgenheit in klaren Strukturen und Autoritätsverhältnissen suchen (kirchlich z. B. auch in

manchen der neueren geistlichen Bewegungen oder bei Priesteramtskandidaten, Novizen und Novizinnen in den Orden).

Hier ist eine große Wachsamkeit in der Kirche gefordert, die das noch junge und doch unschätzbare Gut der persönlichen Freiheit nicht einfach wieder eintauscht gegen das Linsengericht einer friedlich-harmonischen katholischen Binnenwelt, die dadurch eher zu einem künstlichen Reservat mitten in der modernen Lebenswelt wird, aber darum für diese auch kein allzu hilfreiches Gegenüber mehr sein kann. Darin könnte eine besondere Sendung der Orden in der Kirche heute liegen: Sie könnten das kulturelle „geistliche Gedächtnis“ in der Kirche sein für die vielen leidvollen Erfahrungen in der langen Geschichte des Gehorsams, aber auch für die neueren, oft sehr mühsamen Erfahrungen aus dem Spannungsfeld von Freiheit und Gehorsam bzw. Tradition. Ein Gedächtnis, das sich der Zurücknahme dieses Zugewinns an Humanität in der Kirche durch die Begegnung mit der modernen säkularen Kultur und ihrer hohen Wertschätzung der *Freiheit* entschieden widersetzt.

3. Für die Spiritualität

Heute wird unsere moderne Kultur von Soziologen gern als „Erlebnisgesellschaft“ (G. Schulze) charakterisiert, in der v. a. der Grundsatz gelte: „Erlebe dein Leben!“ Dabei wird oft auf die Ästhetisierung und Stilisierung der alltäglichen Lebenswelt und Lebensvollzüge hingewiesen, gerade auch auf den Kult mit dem eigenen Körper („body“), der unter hohem finanziellen, zeitlichen und kreativen Aufwand „gestylt“ wird. „Menschen werden Künstler am eigenen Selbst“ – so eine Zeitungsüberschrift zu einer Tagung von Sportwissenschaftlern. „Nicht die Seele, sondern der sichtbare Körper garantiere den Wert der Person. Der intakte, straffe und geglättete Körper dient als Verteidigung gegen Krankheit und Altern, Untüchtigkeit und den Verlust an Attraktivität. Am eigenen Leib werde ausgedrückt, wohin die Person sozial gehöre. Die Inszenierungen und Ästhetisierung des eigenen Körpers versprechen Prestigegewinn und Selbstbestimmung“, ja, sie bezeuge heute auf besondere Weise die „Freiheit des Subjekts“ (so die Sportphilosophin Monika Thiele).¹

Aber auch dieser übertriebene Körperkult stellt ja eher die exzessive Kehrseite einer grundsätzlich positiv zu bewertenden Entwicklung innerhalb der neuen säkularen Kultur dar: Nämlich gegen alle dualistischen, den Leib stark abwertenden Spiritualisierungen und Intellektualisierungen der Neuzeit (auch des neuzeitlichen Christentums!) endlich dem *Leib* des Menschen und der ganzen bunten *Sinnlichkeit* unserer Welt wieder mehr Wertschätzung entgegenzubringen. Unter dem fast schon zum modernen Mythos erhobenen und darum auch mit Vorsicht zu genießenden Ideal der „Ganzheitlichkeit“ ist diese

1 Zitiert aus: H. J. GÖRTZ, *Sehnsucht nach Zeichen*. Religionskritische Anmerkungen aus theologischer Perspektive, in: *Theol. u. Glaube* 89 (1999), 59–77 (Zit. 69 f.).

neue Leibfreundlichkeit in die Medizin, die Psychologie, die Therapie und auch in die Spiritualität eingezogen, sowohl in die außerchristliche wie auch in die christliche. Und sie wirkt auf ihre Weise durchaus inspirierend und humanisierend auf die christliche Spiritualität, ohne daß wir ihre Ambivalenzen übersehen dürfen (z. B. daß häufig die leib-seelische Ganzheitlichkeit und Stimmigkeit einfachhin mit dem Heil Gottes gleichgesetzt wird – ein typischer spiritueller Kurzschluß unserer Zeit).

Dennoch: Die vielen segensreichen Auswirkungen *dieser* Berührung mit der modernen säkularen Lebenswelt sollen wir deswegen nicht einfach wieder vergessen. Dazu ein paar (unsystematisch aneinandergereihte) Stichworte:

Die wiederentdeckte Kunst, mit dem ganzen Leib zu beten (entspannte und doch ganz gesammelte Körperhaltung beim Gebet, das ruhige Atmen beim Beten, Eutonie, autogenes Training, meditativer Tanz, Yoga und Zen usw.); oder die große Rolle der Symbole in Gottesdienst und Katechese; oder die neu erwachte Freude an der Schöpfung und die Einsicht in die Verantwortung für die Schöpfung (z. B. der konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die Popularität typischer Schöpfungsheiliger wie Franziskus und Hildegard); oder die geschärfte und dankbare Wahrnehmung des eigenen Körpers, des eigenen Geschlechtes und damit auch das offene Zulassen der leiblichen Bedürfnisse (eine meiner Grundregeln in der geistlichen Begleitung lautet: „Das erste Wort Gottes an dich bist du selbst, so wie Gott dich gebaut hat, gerade in deinem Leib“); dazu gehört auch eine unverkrampte Wachsamkeit bei der eigenen Identitätsfindung und bei der Pflege guter Freundschaften, die (auch bei Ordensleuten und Priestern) den Leib in seiner ästhetischen und erotischen Dimension angemessen mit einbeziehen können, ohne daß deswegen von vorne herein schon die Treue gegenüber dem Gelübde der Keuschheit verletzt würde (vgl. die frühere Dämonisierung von sog. „Partikularfreundschaften“); oder die gewachsene Sensibilität für die ungleiche Stellung von Frauen und Männern in der Kirche; oder die uns von Gott aufgetragene Verantwortung für unseren Leib und seine Gesundheit (vgl. Teresa von Avila: „Tu etwas für deinen Leib, damit die Seele sich wohlfühlt, darin zu leben!“ Dementsprechend meine sog. „Drei-Säulen-Theorie“: Genügend Zeit für Schlaf, körperliche Bewegung und Gebet als Basis einer seelischen Ausgeglichenheit und Zufriedenheit).

Wo es uns gelingt, in einer guten Weise Leib, Seele und Vernunft in unserer Spiritualität zu integrieren, können wir die Inspiration, die wir in dieser Hinsicht von der modernen Lebenswelt empfangen, wiederum zum Segen für sie werden lassen; einfach indem wir den vielen exzessiven Körper- oder Gefühlskultivierungen heute, die ja den Menschen auch massiv in seine Immanenz, eben die Immanenz seines „schönen“ und „gesunden“ Körpers einsperren, das Beispiel vorzuleben versuchen, wie die Liebe zum Leib durchaus ein wichtiger Bestandteil unserer glaubenden Beziehung zum menschgewordenen und den *menschlichen Leib* in seiner Auferstehung *endgültig rettenden* und vollendenden Gott sein kann.

4. Für die Pastoral der Kirche

Die jetzt anzusprechende Inspiration durch die säkulare Kultur ist eher etwas dialektisch zu sehen: Sie wirkt nicht aufgrund eines positiven Impulses, den der christliche Glaube aufgegriffen hat, sondern dadurch, daß sie uns immer mehr einer traditionell sehr erfolgreichen Form der Glaubensweitergabe beraubt, uns dadurch aber zugleich auch verweist auf die befreiende Evidenz des Evangeliums selbst. Worum geht es? Es geht um das, was der Dortmunder Theologe Thomas Ruster die „verlorene Nützlichkeit der Religion“ innerhalb der Moderne nennt. Das bedeutet: Für die Weitergabe des christlichen Glaubens war es über viele Jahrhunderte hinweg, gerade in Zeiten der katholischen Milieus bis vor etwa 30 Jahren außerordentlich hilfreich, daß die Menschen die kulturelle Nützlichkeit von Glaube und Kirche permanent in ihrer alltäglichen Lebenswelt erleben konnten; z. B. im politischen, sozial-caritativen, psychischen, therapeutischen oder pädagogischen Bereich. Der Glaube war eben sehr „praktisch“ für die psychische Stabilisierung der einzelnen, für den sozialen Zusammenhalt eines Ortes oder Stadtteils, für humane Kranken- und Altenpflege, für politische Freiräume in totalitären Staaten, für die pädagogische Unterstützung der Familie, zumal bei der moralischen Erziehung der Jugendlichen usw.

In all diesen Bereichen gibt es aber inzwischen durchaus attraktivere und pflegeleichtere, d. h. an die Mentalität der „Postmoderne“ anpassungsfähigere Alternativen. Man muß nicht mehr unbedingt gläubiger Christ sein, um diese verschiedenen Weisen von kultureller und sozialer Nützlichkeit zu erfahren, nicht einmal innerhalb der kirchlichen Institutionen (wie Kindergarten, Schule, Krankenhaus, Altenheim, Jugendarbeit usw.). Bei vielen Menschen ist darum der Glaube im eigentlichen Sinne praktisch „nutzlos“ geworden. Diese schonungslose Beraubung der Nützlichkeit des Glaubens *kann* sich auf Dauer aber auch als segensreiche Inspiration erweisen: Wir werden nämlich in unserer Verkündigung immer deutlicher verwiesen auf das wesentlich „Unverzweckbare“ des Glaubens, auf die von ihm geweckte „nutzlose“ Freude an Gott und seiner Güte. Statt in einer handfesten Nützlichkeit wird der Glaube mehr und mehr sich erweisen müssen im biblischen „Fruchtbringen“; d. h. er wird da, wo er von innen her wachsen, reifen und Frucht bringen kann, das ganze Leben aus einer großen, alles einbeziehenden *Zustimmung* heraus zu leben ermöglichen. Er wird dann vor die verschiedensten Lebensbereiche das Vorzeichen der Freude, der Bejahung, des Geheilt- und Geborgenseins, eines gefundenen Sinns im ganzen zu setzen versuchen. Das wird sicherlich keine flächendeckende Anziehungskraft mehr auf unsere effizienzhungrige Kultur ausüben, aber wohl einer authentischen Evidenz des Glaubens förderlich sein, der ja eigentlich um seiner selbst willen, besser: um seiner heilenden Beziehung zu Gott willen ergriffen werden will.

Dies wiederum könnte einen Selbstreinigungsprozeß der Kirche in Gang bringen, der zum Segen des Glaubens für die Kultur werden kann: Indem wir uns eben als Kirche von dieser Kultur zur „*Absichtslosigkeit*“ (*gratuité*) erziehen

lassen. Ich bin davon überzeugt, daß die Absichtslosigkeit mehr und mehr zur wichtigsten pastoralen Grundeinstellung unserer Gegenwart wird. Was bedeutet sie? Sie besteht v. a. darin, daß wir lernen, uns als Kirche, als Orden, als Gemeinde oder als kirchliches Werk insofern mehr zurückzunehmen, als wir nicht zuviel mit unserer Pastoral erreichen wollen, gleichsam flächendeckend die Menschen religiös oder kirchlich „erfassen“ und sie zu aktiven Christen machen zu wollen. Das ist überhaupt nicht ihre Absicht, wenn sie bei bestimmten Anlässen Kontakt mit der Kirche und ihren sozialen, caritativen oder pädagogischen Werken suchen, und es stößt sie meistens auch sehr ab, wenn sie solche Absichten bei uns zu bemerken meinen (nach dem Motto: „Man merkt die Absicht, und wird verstimmt“). Stattdessen wird für die Zukunft der Kirche sehr viel davon abhängen, ob wir den vielen inaktiven Christen, die ich gerne als „treue Kirchenferne“ bezeichne, grundsätzlich positiv, in Sympathie und Absichtslosigkeit begegnen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Natürlich soll unsere ganze Verkündigung von der starken *Hoffnung* beflügelt sein, daß der Funke des Glaubens überspringt. Aber es kann nicht die erste *Absicht* unseres pastoralen Tuns sein, daß sich dies in einer aktiven Kirchengliedschaft ausdrücken müßte. Eine solche Absicht würde nur zu einer permanenten Frustration in unserem pastoralen Einsatz führen. Vielmehr sollten die Menschen bei uns spüren, daß sie willkommen sind, so wie sie sind, daß wir sie nicht mit unseren Erwartungen und katechetischen Belehrungen überfordern, daß wir sie nicht für unsere Organisation „gewinnen“ wollen. Dann können sie auch um so leichter ein freies, ungezwungenes, sympathisierendes Verhältnis zur Kirche und zum Glauben gewinnen. Die freie, sehr gestufte Zustimmung zum Glauben und zur Glaubensgemeinschaft wird in Zukunft wohl noch viel bedeutsamer für die Menschen unserer Kultur sein als bisher schon. In dem Maße, wie wir diese Freiheit respektieren, können sie auch von sich her wieder einen Zugang zum Glauben finden (wenn auch sicher in viel kleinerer Zahl als früher, aber dafür vielleicht doch tiefergehender).

Zum *Schluß* möchte ich Ihnen ein kleines persönliches Erlebnis von der „Gratuité“ des Glaubens und der Glaubensverkündigung erzählen. Vor einigen Wochen fuhr ich wieder einmal im IC nach Bonn; ich hatte mir einige schwierige Artikel zum Thema Glaube und Vernunft mitgenommen, um sie in Ruhe durcharbeiten zu können. Zwischendurch wurde ich immer wieder von einem kleinen, etwa fünfjährigen Mädchen „gestört“; das mit seinen Großeltern auf Reisen war und sich sehr angeregt mit der vor mir sitzenden älteren Dame unterhielt. Als ihm der Gesprächsstoff ausging, setzte es sich wieder auf seinen Platz und begann zu singen. Zunächst ein einfaches Kinderlied vom Osterhasen, und dann dieses schöne Lied, das ich schon öfters in Kindergottesdiensten mit Kindern gesungen habe: „Paß auf, kleines Auge, was du siehst, paß auf, kleines Auge, was du siehst; denn der Vater im Himmel schaut immer auf dich, denn der Vater im Himmel hat dich lieb.“ In den weiteren Strophen heißt es dann: „Paß auf, kleine Hand, was du tust“, oder: „Paß auf, kleiner Mund, was du sprichst“, oder: „Paß auf, kleiner Fuß, wohin du gehst“ usw. Fast 20 Minu-

ten lang sang das Mädchen dieses Lied mit all seinen Strophen und immer neuen Wiederholungen, nicht zu laut, aber doch so, daß es der ganze Großraumwagen hören konnte. Ich merkte, wie fast alle Mitreisenden sehr angerührt waren. Auch mich hat diese Szene zutiefst ergriffen: Da sitze ich als Theologe und zermartere mir den Schädel über der schwierigen Frage, wie heute Glaube und Vernunft, Glaube und Kultur miteinander zu versöhnen seien; und da singt zwei Reihen vor mir dieses kleine Kind so ganz unaufdringlich, ganz selbstverständlich und ganz absichtslos seinen Glauben hinaus, mitten in diesem säkularen Ambiente eines IC-Großraumwagens, und zwar so, daß es wirklich die Herzen der Menschen berührt. Wenn uns das als Kirche generell so gut wie diesem Kind gelingen könnte, dann wären wir in der Tat ein Segen für die Menschen unserer Kultur.